

Martin Korol: Zuckersüße Regina ... oder die Kunst, der Einen zu
gefallen: Aus den Erinnerungen an eine Jugendliebe in Bremen.
taz.bremen. 11.08.1999 und 18.08.1999

1961. Ich war 16 und ging in die zehnte Klasse, 10 A des humanistischen Alten Gymnasiums (AG) in der Dechanatstraße. Unser Klassenlehrer war Bernhard Harms, Latein und Griechisch. Ich war nie ein guter Schüler, weder von den Leistungen noch vom Verhalten her. Harms schrieb meinen armen Eltern: „Und wenn dieses faule Stück Fleisch vor mir sitzt ...“. Den Brief haben wir noch. Deutsch und Geschichte hatten wir bei Heinz Ide. Ich habe noch ein Foto von ihm im Album. Seinerzeit schrieb ich darunter: „Ide, Gott und arsch!“. Er war der Intellektuelle schlechthin und prägte uns. Er akzeptierte nur solche Schüler, die auf seiner Wellenlänge funkten. Ich gehörte nicht dazu, obwohl ich es wirklich versuchte. Er ohrfeigte mich noch in Klasse 12. Nächstelang malte ich mir aus, wie ich ihn umbringen könnte. Um es ihm zu zeigen, wurde ich Lehrer mit seinen Fächern.

Ich blieb zweimal sitzen, in Klasse 7 und 11, und machte im Kurzschuljahr 1996 das Abitur zweimal. Ich war an dieser schönen Welt interessiert, schaute hier und da und passte mich an, war aber ziellos. Einmal sitzenzubleiben war für Jungen normal, die sog. „Ehrenrunde“. Man gestand dem Schüler eine Krise oder ein längeres Engagement in außerschulischen Dingen zur Ausbildung seiner Persönlichkeit und als kommende Führungskraft zu. Wichtig waren Abitur und Studium, deren erfolgreicher Abschluß den Beruf der Wahl garantierte – beim Staat, in einem Betrieb, in der väterlichen Praxis oder als Selbständiger. Man trat in die Fußstapfen des Vaters oder schaffte aus dem Kleinbürgertum den Aufstieg zum honorigen Bürger. Zehn Prozent der Schüler machten Abitur. Es war ihr Eintrittsbillet in eine bürgerliche Gesellschaft mit aristokratischen und elitären Zügen. Zusammen mit mir trat 1966 Hans-Günther B. zum zweiten Abitur an. Man ließ ihn, der aus kleinen Verhältnissen kam, erneut durchfallen. Bei einem Klassentreffen 1996 gestand er, inzwischen erfolgreicher Versicherungskaufmann und Millionär, er mache einmal im Monat Abitur in seinen Alpträumen.

Ich war unaufgeklärt. Biologielehrer Hermann Klie erzählte uns, dass die Blüten der Trümmerrose wechselseitig-gegenständig angeordnet seien, aber als ich Haare an den Beinen bekam, schabte ich sie mit der Rasierklinge ab und schnitt mich so, dass ich am Oberschenkel einen Abszeß bekam, von dem noch heute eine Narbe zeugt.

In Klasse 6 und 7 war ich mit Mädchen zusammen wie Uta Böhnke und Christiane Schmerl und noch irgendwelchen, an die ich mich nicht einmal erinnere, wenn ich das Klassenfoto vor mir habe.

Ich schwärmte für Ariella. Sie war Italienerin, schwarzhaarig, mit braunen, ewig lachenden Augen. Sie war ein ordentliches Stück größer als ich, auch katholisch und immer herzlich. Sie kam aus Triest und wohnte in der Goebenstraße, der Vater arbeitete als Diplomingenieur auf der AG Weser. Die Mutter war rund und wunderbar. Ich lud Ariella ein, sie mich. Es war schön, vor allem an ihrem

Geburtstag, zu dem ich mit gebügelten Nietenhosen erschien. Es gab Pizza und Kakao. Ich war der einzige Junge, nicht einmal Wolf-Egbert war eingeladen, der dann als „Wolf Roth“ Schauspieler wurde und mein ärgster Konkurrent bei Ariella war.



1. Klasse 6 L. Schule an der Lothringer Straße. 1956. (Nicht im Text der taz 1999.)

Die Jungs gaben den Ton an: Besch, (Ralf) Bortscheller, Busch, Büttner, Eggert, Frick, Fritsch, Georgi, Havlizza usw.. Ich war nun nicht mehr Klassenstärkster wie am Gymnasium Antonianum in Vechta, woher wir 1956 gekommen waren, Günther Eggert kriegte mich gleich in der ersten Großen Pause unter. Arndt Sebelewski spielte Tennis und trug ein Fred-Perry-Hemd; Jens Mann hatte Reitunterricht und beim Köppen mit Tennisbällen in den Pausen waren fast alle besser als ich. In Mathe machten sie in Bremen schon Periodenrechnung, und in Erdkunde redeten sie nicht über Torfgewinnung in Wiesmoor, sondern über Mandarinen aus Kalifornien. Ich hörte davon zum ersten Mal. Außerdem machten einige in der Klasse schon Partys und küßten Mädchen. Jedenfalls ging das Gerücht.

In Klasse 7 blieb ich sitzen wegen Mathe und Latein. Ab der zweiten Klasse 7 bis zum zweiten Abitur war ich in der jeweiligen reinen Jungenklasse meines Jahrgangs. Rainer Maria Wollny war mein Freund. Wir waren beide Meßdiener in St. Marien in Walle gewesen, bis 1959 unsere Findorffer Gemeinde St. Bonifatius eine eigene Kirche bekam. Er ging in die Parallelklasse und war von Klasse 8 bis 9 in seine Mitschülerin Gaby Eckhoff verliebt, ohne dass sie je davon erfuhr. Ich konnte ihm nicht helfen. Zur selben Zeit wagte ich mich nur selten auf den Schulhof, denn jedes Mal, wenn ich ein Mädchen ansah, wurde ich rot, weil ich dachte, sie sieht mich an. Zu Hause schnitt ich mir in beide Wangen ein Loch, damit das Blut

abfließt, aber das nützte nichts. Rainer und ich lasen immer wieder dieselben Stellen in „Frauen und Mönche“, wie der Mönch Afonka das Mädchen rückwärts ins Moos kippt und sie einen spitzen Schmerz empfindet und wie aus dem Klosterbrunnen die Säuglingsskelette geholt werden. Schließlich vergruben wir den Wälzer reumütig.

Mit Mädchen kam ich erst wieder in der Oberstufe in den Wahlfächern „Fremdsprache“ zusammen. In Hebräisch war nur ein Mädchen, das auch noch Theologie studieren wollte und nicht sehr offen für unsere Annäherungsversuche war. In Französisch lief es sehr schnell ganz schlecht für mich. Als ich mit der Hausaufgabe über „Je suis, tu as ...“ extreme Schwierigkeiten hatte, weil sich meine Banknachbarin Alexandra wieder so hart an den Tisch gesetzt hatte, dass ihre Brüste auflagen, warf mich Frau Philip hinaus: „Martin, was wollen Sie mit Französisch?!“

Ich hatte drei Schwestern. Christel war ein Jahr älter als ich. Über sie fragte ich 1957 bei ihrer Freundin Datty Becker an, ob sie mit mir gehen wolle. Sie ließ mir ausrichten: „mit diesem Gartenzwerg und Wurzelgnom“ – sie meinte mich! – wolle sie nichts zu tun haben. Ich war 1,46 m groß und sah, was lief, wusste aber nichts. Ich war Meßdiener, Pfadfinder und lebte in der Welt von Odysseus, Siegfried, Sigurd, Prinz Eisenherz, Old Shatterhand und Don Quichote. Auch beim Rudern im BRC Hansa ab 1958 kam ich den Mädchen nicht näher. Von Wanderfahrten, auf denen man sich in Harriersand oder weseraufwärts in „Badener Berge“ mit Mädchenvierern traf, hatte ich wohl gehört, dergleichen aber nie erlebt. Alle Gymnasien boten Rudern auf der Weser als Arbeitsgemeinschaft an, auch die Mädchengymnasien. Die Mädchen machten kein Regattatraining, sondern „Stilrudern“, Regina übrigens auch. Es gab keinen Versuch einer Annäherung, von keiner Seite. Man sah sich höchstens auf dem Ball nach der Schülerregatta im Herbst. Gemischte Vierer kamen erst in den 70er Jahren auf.

Nun gut, ich war Flüchtling und katholisch, ein Sonderfall. Aber die meisten meiner Mitschüler waren genauso behindert. Wir waren der Typ materiell sorgenfreier und durchgeistigter bürgerlicher Jüngling, der dem Ideal des Mittelalters und der Romantik verpflichtet war; der glaubt, er müsste und könnte die Jungfrau befreien, die der Drache gefangen hält, obwohl schon viele Ritter, stärker als er, tot vor der Höhle liegen, und der es für möglich hält, dass Indien auch westwärts zu erreichen ist. Wir fühlten uns mehr als Vertreter der Spezies Mann denn als Individuen, die jeweils ihr eigenes Ziel zu suchen und ihren eigenen Weg zu gehen hatten. Wichtig war unsere Position in der Gruppe und in der Klasse. Überkam uns die Liebe, waren uns der Vorgang und die zu erwartenden Verhaltensweisen aus der Literatur geläufig. In der Angebeteten sahen wir die Vertreterin ihrer hochgepriesenen Gattung, nicht das Individuum. Für ein Mädchen zu schwärmen, gehörte sich, war Anlaß, Tagebuch zu schreiben, zu dichten, Verse aus Ovids „Ars amatoria“ oder Sappho zu übersetzen, ein Instrument zu lernen oder zu träumen. Aufgabe war, maßlos zu lieben und zu leiden. War die Schmerzgrenze überschritten, hatte einen die „Große Liebe“ erwischt: „Odi et amo, quare faciam, fortasse requiris. Nescio, sed fieri sentio et excrucior.“ Sie war

eine Sucht und hatte nichts mit der tatsächlichen Beziehung des Jünglings zu dem Mädchen und schon gar nichts mit ihrer Beziehung zu ihm zu tun: „Was interessiert es Dich, dass ich Dich liebe?!“ Das Bild der Geliebten wurde zur Ikone. Ging man dann mit einem Mädchen, weil es sich so ergab, wurden die Gespräche mit den Freunden seltener, auch über die Freundin, und die Gespräche mit ihr immer trivialer. Erotik und Sexualität überdeckten das grundsätzliche Missverständnis und die aufkommende Einsamkeit.

Das erste Mädchen, das ich küßte, war die temperamentvolle Barbara Müller-Hermann. Wir trafen uns 1958 bei einer Party im Hause von Walter Meyer-Buer, dessen Vater bis zum Verbot der KPD-MdBB und Senator gewesen war. Wir hotteten zu Ted Herolds „1:0“, dann bewegten wir uns langsam im Einheitsschritt links-rechts-ran, links-rechts-ran, links-vorbei-rechts-ran zu Peter Kraus‘ „Straße der Sehnsucht“ und sie zog mich unter die Treppe und küßte mich, nicht umgekehrt. Dafür schämte ich mich hinterher so, dass ich am nächsten Montag nicht in die Schule ging. Auch sie war eine Außenseiterin. Auf einer Fahrt nach Straßburg zum Europa-Parlament, die ihr Vater organisiert hatte, Ernst Müller-Hermann, CDU-MdB und MdEP, führten mein Kumpel Richard Zinnendorf und ich Mißwahlen durch. Wir überreichten ihr für den letzten Platz ein Gänseblümchen.

Was Mädchen wollten, vor allem von Jungs, war mir ein Rätsel. Sicherlich waren sie realistischer und strebten nach Sicherheit. Sie waren gefährdeter und hatten sich möglichst schnell um einen Mann zu kümmern, der sie und die Kinder versorgen bzw. das väterliche Geschäft übernehmen konnte. Sie standen in einer Tradition, die bis zum Ersten Weltkrieg galt, wonach unverheiratete Frauen ab 25 zu keinem Ball mehr eingeladen wurden. Abitur und Studium dienten ihnen vorrangig zur Erhöhung des Marktwertes und Absicherung im Notfall und noch selten zur Berufsfindung und Lebensplanung. Angeblich waren Mädchen Gefühlsmenschen und redselig, aber über ihre Gefühle erzählte mir von den vielen Mädchen, die ich kannte, nur Renate aus München etwas, und das war 1967. Auf 1000 Liebeserklärungen, die ich von mir gab, kam eine von Seiten der Mädchen und das auch nur kurz: „Ich Dich auch“. Sie schwärmten wohl für ihren Deutschlehrer, Paul Anka und Rock Hudson, allesamt unerreichbar, aber hysterisch wie die Mädchen in Amerika, England und Frankreich bei einem Konzert wurden unsere nicht. Es gab auch keine Konzerte, höchstens „Young people’s guide to the opera“, dirigiert von Prof. Schnackenberg, Jazzabende und Skiffle-group-Festivals. Als G.I. Elvis 1958 in Bremerhaven ankam, wurde er neugierig bis begeistert empfangen, aber kein Teenager hyperventilierte. Selber aktiv beim anderen Geschlecht wurden nur einzelne Mädchen aus großbürgerlichen Verhältnissen wie Annerose D.. Ihr Vater war Bremer Generalstaatsanwalt. Mit ihr und ihrer ebenfalls wunderschönen Schwester sang ich im Theaterkinderchor in „Carmen“ und „La Bohème“, bis ich in den Stimmbruch kam. Annerose war eines der wenigen Mädchen am AG und der Traum ganzer Jahrgänge. Sie hielt ihre Abiturrede auf Altgriechisch. Mädchen gingen nicht in Seidenstrümpfen und Stöckelschuhen zur Schule und, wenn doch, wechselten sie die Strümpfe in der Straßenbahn und schlüpfen im

Windfang in linoleumsgerechte Treter mit Blockabsätzen. Annerose hingegen erschien als erste Schülerin Bremens im Sackkleid in der Schule und stöckelte gekonnt vor unseren leuchtenden Augen die Treppe hoch und runter.

Unsere Schulen standen zwischen dem Internat des jungen Törleß und der heutigen Schule. Trotz aller sozialdemokratischen Schulreformen, und Bremen stand darin unter dem ausgezeichneten Senator Willy Dehnkamp an der Spitze der deutschen Bundesländer, wog die Tradition schwer. Es gab Gymnasien für Jungen wie das Hermann-Böse-Gymnasium (HBG), den Barkhof, den Waller Ring, die Hamburger Straße und unser AG, in der Neustadt noch den Leibnizplatz. Die Koedukation setzte sich nur langsam durch.

Jede Schule hatte ihren Ruf und ihre Beziehungen. Zu Klassen- und Schulfesten luden HBG und AG die Damen der drei Mädchengymnasien ein, klassenweise oder die ganze Oberstufe in den halbdunklen Fahrradkeller zum Oberstufenball. Ein Lehrer hatte Aufsicht. Herr Hennings ging mit seiner Hand dazwischen, wenn er meinte, ein Paar tanze zu eng. Die Mädchen von der Kleine Helle hatten den Ruf, leicht hausbacken, aber freundlich zu sein. Die „überkandidelten Weiber von Kippenberg“ – Kunst und Musik waren da Hauptfächer – waren etwas für unsere Intellektuellen, Dichterfürsten Philosophen und Theaterleute. Von diesen hatte das AG einige: Christoph „Pico“ Blumenberg, Hartmut Bobzin, genannt Hölderlin, Detlev Claussen, Klaus Goldeck, Til Lahusen, Dietmar Michelsen, Herbert Scherer. Sie repräsentierten mit ihrem Elternhaus und im Gehabe den Geist des Hauses. Es gab einen „Prima-Verein“, zu dem man dazugebeten wurde. Selbst ich, Nestor der Schülerschaft, erfuhr davon erst nach der Schulzeit. Ingwer Jürgensen erzählte mir davon. Er hatte selbst diesem elitären Zirkel angehört, ohne zu wissen, warum er würdig genug war. Katholische Flüchtlingskinder wie ich oder mein alter Kumpel Richard Zinnendorf als Sohn eines Malermeisters waren Außenseiter.

Sie kamen auch die Mädchen von Kippenberg zu uns oder wir besuchten sie in ihrem Ledertapetenraum.

Am begehrtesten aber waren die Mädchen von der Karlstraße. Sie waren, Tatsache, durchweg die hübschesten und auch noch nett. Neben ihrer Schule waren zwei Eisläden, Fuoli und Chiamulera, gern besuchte Treffpunkte neben die Eduscho am Markt, Café Jacobs in der Knochenhauerstraße und Nörenberg in der Obernstraße. Den ersten Tanzkurs machte ich 1959 in der katholischen Tanzschule Thea Rumpf am Wall. Ich habe ihn undeutlich in Erinnerung, aber in sehr angenehmer. Das gilt vor allem für die sonntagnachmittäglichen Tanztees zur Musik kleiner Combos, stets mit näselndem Saxophon. Aus dieser Zeit datiert meine Vorliebe für dieses etwas sentimentale bis kitschige Instrument. Nie vergessen werde ich den sog. „Antrittsabend“, also den Abend vor dem Abtanzball, zu dem der Herr die Eltern der Dame aufsuchte. Meine hieß Ingrid P. und war natürlich auch katholisch. Sie wohnte in der Buddestraße, war blond, hübsch und nett. Es war ein unkompliziertes Verhältnis, ich mochte sie gerne und sie mich.

An jenem Abend trabte ich in meinem neuen braunen Trevira-Anzug von Dyckhoff mit Blumen in der Hand an. Ingrid und ihre Mutter schauten fern, derweil der Vater mir im Nebenzimmer einige Stunden lang den indirekten

Beschuß mit dem MG über einen Hügel hinweg erklärte, wortreich und mit Zeichnungen, bei Schnaps und Bier, von Mann zu Mann.

Ende 1960 hatte ich gerade mit meiner ersten Freundin Birgit H. „Schluss gemacht“. Sie ging zum Kippenberg-Gymnasium. Birgit war ein zauberhaftes Mädchen, zart, lieb und ladylike unauffällig. Das wusste ich nicht zu schätzen. Zu einem Tanzkurs, zu dem wir uns noch gemeinsam angemeldet hatten, ging jeder für sich. Dieser zweite Tanzkurs, ebenfalls für Anfänger, begann im Januar 1961. Auch Richard war mit von der Partie. Ort des Geschehens war die Tanzschule Schipfer-Hausa, eine Villa in der Contrescarpe, geleitet von den Damen Schipfer und Inge Hausa. Hierher kamen Schüler vom AG und vom HBG, die ansonsten verfeindet waren, auch die Schülerinnen von Kippenberg und von der Karlstraße, während die vom Leibnizplatz zu Dr. Hardau im Finke-Hochhaus und die Mädchen von der Kleinen Helle zu Eichentopf am Brill oder zum Haus des Tanzes des Ehepaars Klug in der Rembertstraße gingen.

Der Tanzkurs bei Schipfer-Hausa dauerte bis April 1961. Über meinem Bett hängt der schwache Abzug eines Gruppenfotos, das 34 Paare zeigt. Den Unterricht im von vielen Spiegeln eingerahmten großen Saal mit Parkettfußboden und goldenen Leuchtern gaben die beiden Damen selbst.



2. *Tanzschule Schipfer-Hausa. 1961. M.K. rechts oben im Bild (X). Links daneben: Frank Hasselbring. Darunter: Wolfgang Weiberg. 1. Reihe, 2.v.r.: Klaus d'Alquen.*

Frau Schipfer muß schon über 80 gewesen sein, Frau Hausa so um die 50. Themen der ersten Stunde waren, für Damen und Herren getrennt, Körperpflege und der richtige Umgang der Geschlechter miteinander. Zwei Stunden Anstandsunterricht folgten, koedukativ: Wer stellt wen vor, wie schiebt der Herr der Dame den Stuhl

unter; wer sitzt an wessen Seite im Theater oder Konzert; wer geht als erster die Treppe hinauf bzw. hinab; wie bugsiert der Herr die Dame durch eine Drehtür? Ich führte das eine oder andere gerne mit Liesel B. vor. Sie war die Tochter eines Textilhauses am Buntentorsteinweg, das es heute noch gibt. Liesel kannte und begehrte ich vom Ruderclub Hansa her, in den wir beide aktiv waren – auf dem Wasser, im Vereinsleben und bei Skifahrten in den Harz. Aber ich war für ihre Zukunft uninteressant und sie wies mich barsch ab. Sie war auch schon liiert, was selten war, vor allem aber war sie lieblos.

(Ende des ersten Teils)

Sie ging in die 9. Klasse Karlstraße. In ihr begegneten mir die Jungfrau Maria und die Engel meiner katholischen Kindheit, die germanische Frau à la Tacitus; Harold Fosters Aleta; Angelika aus Karl Mays „Buschgespenst“ und ein Hauch von Marlene Dietrich in einer Person: Blond, Kurzhaarfrisur; ihre ganze Erscheinung bis hin zu ihren Lippen war voll und zart; die großen Augen – blau mit Augenbrauen leicht dunkler als das Haar. Allein diese kleine gerade Nase – zum Verrücktwerden. Ihr fehlte jede Aggressivität, sie war sanft. Gewiss, ich habe den Geschmack von Millionen, aber das war es nicht allein.

Als ich sie das erste Mal sprechen hörte, war ihre Stimme leicht erhoben, aber mir kam nie der Gedanke, dass sie aufgeregt sein könnte. Sie trug einen Pullover aus Mohair, so himmelblau wie ihre Augen, und darüber einen schweren silbernen Anhänger. Sie war für mich so begehrenswert wie unnahbar. Dass wir jemals während der Tanzstunde zusammen übten oder dass ich gar wagte, sie zu fragen, ob ich sie denn nach Hause bringen dürfte, wüsste ich nicht.



3. *Unter den Hasenohrenfingern: Regina. Links von ihr ihre Freundin Renate.*

Der Tanzunterricht lief so ab, wie ihn schon Tonio Kröger erlebte, nur machte anstelle eines Klavierspielers ein Plattenspieler Musik. Die Damen saßen auf der einen Seite, die Herren auf der anderen. Zu jedem Tanz stürzten die Herren auf die

Damen zu, mancher fiel dabei hin. Elvis war noch verpönt. Frau Schipfer brachte mir den Langsamen Walzer höchstpersönlich bei, und ihren Merksatz

„Cha-Cha-Cha zur Tür, Cha-Cha-Cha zum Fenster, die Dame dreht, der Herr sich dreht“

habe ich noch heute hilfreich im Ohr.

Der sog. „Mittelball“ war ein Faschingsball. Ich ging alleine hin und traf Birgit. Sie kämpfte auf ihre feine frauliche Weise um mich und hatte sich gekonnt zurechtgemacht. Ich tanzte abwechselnd mit Birgit und mit Regina. Heute sollte mein Tag sein, ab heute wollte ich mit Regina gehen. Zunächst sah alles ganz gut aus, aber urplötzlich lief nichts mehr. Ich wollte dorthin tanzen, Regina in die andere Ecke – idiotisch. Wütend ließ ich sie auf der Tanzfläche stehen und sah mich zufällig im Spiegel an: Meine Wangen und der Mund waren so grün wie das Haar von Birgit! Noch heute weiß ich nicht, ob es nur Birgits Farbe auf meinem Gesicht war, die Regina abschreckte, oder ob ich nie eine Chance bei ihr hatte. Mit wem sie den Abtanzball verbrachte, weiß ich nicht. Ich war es jedenfalls nicht.

Ich hatte Pech in der Liebe und im Spiel: Vor dem Ball wurden alle Damen, die noch nicht verabredet waren, verlost. So auch Regina. Mit mehreren anderen Knaben bewarb ich mich um sie. Einige ließen sich bestechen, von mir oder anderen hartnäckigen Mitbewerbern, und zogen sich zurück. Ich verstieg mich bis hin zu einer Zwölferpackung LUX als Verzichtsprämie plus meine Unterstützung bei der nächsten Dame seiner Wahl. Zum Schluss waren wir zu zweit. Jetzt musste eine Münze entscheiden. Ich wählte „Zahl“, mein Konkurrent „Kopf“. Richard machte den Schiedsrichter und warf ein Fünfmärkstück. Es rollte wie gewünscht unter ein Sofa. Richard holte es hervor und klatschte es auf die Hand – mit „Kopf“ oben! Hatte er wieder mal zu viel intus gehabt, missgönnte er dem Freund die Göttin? Ich kann ihn nicht mehr fragen, er ist tot.

Ich wollte nicht mehr zum Abtanzball gehen, tat es dann aber doch, weil sonst eine Dame ohne Herrn gewesen wäre, und ich war doch ein Ritter!

Was Regina angeht, war ich wie von Sinnen. Zwei, drei Jahre lang ging ich täglich zur Haltestelle der Straßenbahnlinien 5, 6 und 7 „Hemmstraße“, um ihr zu begegnen. Und wenn ich einmal sah, dass sie aus der Ferne auf mich zukam, dann musste ich auf die Trennlinien der 50 mal 50 cm großen Bürgersteigplatten sehen, um nicht zu taumeln. Ich hatte mir hundertfach ausgemalt, wie ich sie beeindrucken und blenden würde, wenn wir uns trafen und unterhielten. Aber mehr als ein „Tag, Regina“ – „Tag, Martin“ erfolgte selten.

Einmal begegne ich ihr an der Martin-Luther-Kirche, Ecke Eickedorfer Straße, sie zu Fuß, ich mit Rad: Wir unterhalten uns und das gar nicht so schlecht. Ich stehe mit dem Hinterrad auf der Straße, die Autos müssen um mich herumfahren, ein VW-Bus hupt, aber ich bin unfähig, mich auch nur einen Schritt zu bewegen ... Oder: Ich renne zur Straßenbahnlinie „7“, die von der Hemmstraße nach Rablinghausen fuhr. Gerade schaffe ich es, auf den Perron beim Fahrer vorne aufspringen. Ich keuche noch, neben mir steht die Göttliche. Ich beginne amüsanter zu parlieren. Der Schaffner kommt: „Sonst noch jemand ohne Fahrausweis!“ Ich suche meine Monatskarte, ich krame. Vergeblich. Ich stottere irgendetwas. „Das

kennen wir“, sagt der Fahrer und hält mitten auf der Strecke. Unfähig, Regina um 80 Pfennige für einen Fahrschein zu bitten, steige ich leise fluchend aus.

„You never know how many dreams I dreamed about you“: Sie besucht mich in meinem Zimmer, ich sitze in meinem neuen schwarzen Cordhemd an meinem Tonbandgerät, einem „Uher Royal“, und repariere es. „Das kannst Du auch?!“, sagt sie, ich lächle nur. Oder ich höre, Regina hat die Pest, die Pocken oder Lepra. Sie geht nicht mehr zur Schule, ihr Gesichtchen ist verunstaltet und entstellt. Niemand besucht sie, auch nicht ihre besten Freundinnen Regine und Renate. Nur einer kommt – ich. Klar, dass sie mich in ihre Arme nimmt und mich um Verzeihung bittet dafür, dass sie mich so verkannt hat. Doch nur in meinen Tagträumen wurde ich ihr Held. Ein halbes Jahr lang hatten ihre und meine Klasse zeitgleich Schwimmunterricht im Zentralbad. Aber ich legte nur einen ärmlichen „Körper“ hin, wenn sie mal schaute, und als ich das erste und letzte Mal in meinem Leben vom 5-m-Turm einen Salto wagte, ging sie gerade ab duschen.

Ich lud Regina vierzehn Mal zu irgendetwas ein und bekam dreizehn Körbe. Als ich sie zum Beispiel einmal zu einer der beliebten Riverboatpartys der Katholischen Jugend bitten wollte, reagierte sie mit einem müden „Muss denn das sein?!“

Wir wohnten um die Ecke, aber in verschiedenen Welten. Regina hatte einen kleineren Bruder, der wegen einer starken Sehschwäche dicke Brillengläser trug. Er ging zum Parsevalgymnasium in der Vahr, das aus der Oberrealschule Dechanatstraße entstanden war. Manchmal standen wir nebeneinander in der Straßenbahn, aber wir redeten nie miteinander. Ihr Vater war *der* Kinderarzt im Findorff; die Praxis war erst in der Münchener Straße, dann im neu erbauten Haus in der Dresdener Straße. Mich würdigte er keines Wortes.

Gegen Ende der 11. Klasse, kurz vor den Osterferien, mit denen das Schuljahr (bis 1966) endete, lud ich Regina zu einer Schuljahres-Abschlussfête bei meinem Freund Herwig ein, der mit seinen Eltern in der Neustadts-Contrescarpe wohnte. Und sie sagte zu. Endlich. Am frühen Abend holte ich Regina aus der Dransfelder Straße ab. Ihre sehr sympathische Mutter verabschiedete sie mit „Tschüs, min Deern, und viel Spaß“.

Reginas Familie hatte einen Hund, genauer gesagt, eine Hündin. Darüber klärte mich Regina auf, als ich sie auf dem Weg zur Straßenbahn fragte, ob ihr Hund auch die Angewohnheit habe, das Bein zu heben und in Blumentöpfe zu pinkeln: Ihr Hund sitze beim Pinkeln. Ich wusste gar nicht, was sie meinte, fragte aber auch nicht nach, um nicht als blöd zu erscheinen. Die Fête war gelungen, feiern konnten wir, bevorzugte Getränke waren Sinalco/Eierlikör und Cola/Rum. Alle waren froh über die Ferien und die Zeugnisse.

Ich aber hatte zwei Fünfen bekommen und war sitzen geblieben. Das Schlimmste für mich aber war: Regina war kein bisschen arrogant, sondern warmherzig und liebenswürdig und konnte sogar scherzen, womit sie mich völlig überraschte, denn Humor war Männersache. Im Deutschunterricht, erzählte uns Regina, hätten sie „Tell“ gelesen. Eine Mitschülerin sei dabei eingenickt, und der Deutschlehrer (Horst-Werner Franke?) habe ins Klassenbuch eingetragen: „N.N. schläft bei Wilhelm Tell“. So versuchte die Gute mich aufzuheitern. Vergeblich. Ja, wenn es

umgekehrt gewesen und sie sitzen geblieben wäre, dann wäre ich der King des Abends gewesen. Aber dass die Jungfrau dem Ritter half, machte mich fertig. Die eine von Reginas Freundinnen, Renate L., war eher ein dunkler Typ und mir nie ganz geheuer. Die andere Freundin war Regine. Sie hätte Reginas Schwester sein können. An sie habe ich merkwürdigerweise nie einen Gedanken verschwendet. Die beiden Königinnen arbeiteten einige Zeit nachmittags in einer Bäckerei Ecke Göttinger-/ Eichenberger Straße. Richard und ich fuhren da häufig mit dem MB 220 SE seines Vaters samt Radio Becker-Mexiko mit Sendersuchlauf (!) vorbei, aber den Mumm, die beiden Regines auf eine Spritztour nach Feierabend einzuladen, hatten wir nicht.

Gegenüber der Bäckerei war ein Laden „Obst, Gemüse, Südfrüchte“. Eines Tages offerierte der Obsthändler griechische Weintrauben. Mit weißer Farbe hatte er auf die Schaufensterscheibe gepinselt: „Zuckersüße Regina – Pfund DM 2,50“. Ich wollte das fotografieren und Regina das Bild schenken, aber daraus wurde nichts.

1963 hatte ich Unterricht in Russisch. Das fand zentral für Bremen unter der Leitung von Lehrer Wingerath im Gymnasium am Barkhof statt. Krönender Abschluss des ersten Halbjahres war eine Theateraufführung mit „Sa shto?“ von Dostojewski. Ich mimte einen Zeitungsverkäufer – den Text kann ich noch. Renate kam in der Pause in den Umkleideraum, als ich da in Unterhose stand. In Erwartung, dass Regina hinterher käme, baute ich mich zum Modellathleten auf. Aber Regina kam nicht. Ich gab Russisch auf.

Mitunter sah ich Regina noch, von weitem: Auf einem Ball beim „Ruderverein von 1882“; auf dem Freimarkt, inmitten einer lustigen Gruppe und immer mit irgendeinem Knaben. Längere Zeit war sie mit meinem ehemaligen Ruderkameraden Rolf Rathmann zusammen. Irgendwann nachts ging ich zufällig hinter den beiden vom Bahnhof über die Bürgerweide her. Regina hatte rote Schuhe an. Ich liebe Frauen mit roten Schuhen.

„Das Leben“, sagt William Somerset Maugham, „lässt die wenigsten Dinge mit einem Knall enden, die meisten mit einem Winseln“. So erging es mir hier auch. 25 Jahre nach dem Tanzkurs bei Schipfer-Hausa war ich auf einer Gewerkschaftstagung in Hamburg, wohin, das wusste ich, Regina gezogen war, inzwischen verheiratet. Man sollte alte Lieben ruhen lassen, ich weiß, das gilt schon für Wahre Lieben, um wie viel mehr für Große. Ich rief Regina trotzdem an.

Sie erinnerte sich nur schwach, kam aber vorbei und war dieselbe Göttin wie 1961 – absolut, unfassbar. Wir gingen im Nieselregen an der Binnenalster entlang, redeten hergesuchtes Zeug, und ich hatte die ganze Zeit einen fürchterlichen Druck auf der Blase. Das hätte mir reichen sollen, aber ich war immer noch süchtig. Ich schrieb ihr einen Brief und fragte an, ob sie, die Französischlehrerin, meine synoptische Grammatik „Deutsch-Lateinisch-Englisch-Französisch“ Korrektur lesen könnte, die ich gerade erstellt hätte ... Sie antwortete nicht.

Sie lebt, wie ich dem „Telefonbuch für Deutschland“ entnehme, immer noch in Hamburg, gewiss glücklich im Kreis ihrer Lieben. Die Kinder, wenn sie denn welche haben, müssten schon aus dem Haus sein. Vielleicht ist sie schon Großmutter. Sie wird ihrem Mann geben, was er braucht, und ihn nicht

überfordern, auch wenn sie ihn ab und an nervt, aber das tun sie alle, und zum Lieben gehört, wie Emmy Hennings sagt, auch ein klein wenig Nicht-Leiden-Können.

Ich habe Regina nie kennen gelernt, nicht einmal mit ihr Händchen gehalten, aber meine jünglingshafte Sehnsucht nach der Frau schlechthin projizierte ich zurecht auf das damals 15jährige Mädchen. Da bin ich mir sicher. Ich wünsche ihr, dass sie genug Kraft hat, bis an ihr Lebensende schön, selbstbewusst, klug, warmherzig und humorvoll zu sein. Keines der Mädchen, in die ich mich vorher oder nachher ähnlich unglücklich verliebte, hat sich mir gegenüber so anständig verhalten wie sie. Der Eros, so warnte mich 1986 Manfred Hausmann, plage einen bis ins hohe Alter. „Aber man will nicht mehr besitzen, sondern verehren“. Wollte ich je Regina besitzen? Ja und nein. Verehren? Gewiss. Wollte ich Schönheit, Liebe, leiden? Was auch immer gewesen sein mag, das mich zu Regina hinzog, es ist bestens aufgehoben: Seit mehr als 30 Jahren liebe und verehere ich meine Frau, geb. Hudemann, Schülerin der Kleinen Helle 1957-1966.

Der Autor und seine Motive.

„Vielleicht ist der beiliegende Artikel ‚Zuckersüße Regina‘ als Bremensie für Ihre Leserinnen von Interesse“, fragte Martin Korol. Nach zehn spannenden und unterhaltsamen Leseminuten stand unser Urteil fest: Ja, dieser „Artikel“ ist von Interesse, und das nicht nur als Bremensie. Beim Aufräumen der Festplatte seines alten Computers, erzählte Martin Korol später, sei er auf seine Tagebuch-artigen Notizen über seine Gymnasiasten- und Tanzschulzeit um 1960 gestoßen. Er hat seine Notizen überarbeitet und uns freundlicherweise zum Abdruck zur Verfügung gestellt. Sie werfen aus privater Perspektive ein Schlaglicht auf eine ganze Epoche. Wie im Text erwähnt, ist Martin Korol Lehrer. Zusammen mit seiner Frau arbeitet er heute am Aufbau einer bilingualen Schule in Estland. taz.